Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 88 (1962)

Heft: 14

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Berner namens Berger Benz

war Dichter und besang den Lenz.

Zu diesem Zwecke streifte er
am Busen der Natur umher,
bis er an eine Stelle kam,
wo es ihn einfach übernahm.
Da floß ein Bach im grünen Grase,
und Berger hauchte in Ekstase:
«O fließe, munt'res Bächelein,
so frühlingsfrisch und hell und rein,
o spiegle dich im Sonnenlicht . . .»
– doch weiter kam der Berger nicht:
Der Odem seiner Dichter-Nüstern
erstickte jäh der Seele Flüstern,
worauf er krank zu Boden sank.

Es war ein Bach, der gräßlich stank.

Dorftheater

Es sind nun schon einige Jahre her, seit ich mein Urteil über das Berner Dorftheater gründlich ändern mußte.
Sie kennen ja vielleicht diese Einstellung, die der an ‹Hamlet› und ‹Faust› gewöhnte Städter den dramatischen Leistungen ländlicher Amateure gegenüber gerne annimmt: eine Mischung von gutmütiger Herablassung und überlegener Amüsiertheit. Bei mir war es nicht gar so schlimm; aber ich erinnerte mich an jene fürchterlichen Dramen, die ich als Bub auf einer Dorfbühne gesehen hatte: Stücke, in denen der Bösewicht unweigerlich einen schwarzen Schlapphut und einen Spitzbart trug und die verstoßene Jungfrau sich im fünften Akt als die verschollene Gräfin von Wildenstein entpuppte; und ein solches wollte ich mir wieder einmal ansehen – so wie man hin und wieder mit innigem Vergnügen einen Stummfilm genießt.
Der Wirtshaussaal war voll und roch nach Stumpenrauch und Käseschnitten. Das gesprächige Mannli neben mir behielt den Hut auf. Die Servierfrauen (man kann aus einleuchtenden Gründen nicht gut ‹Töchter› sagen) trugen weiße Schürzen, die nach Sonne und Gras, nicht nach synthetischen Waschmitteln dufteten, und jedermann war im besten Kleid erschienen.
Als das Licht ausging, brach eine erwartungsvolle Stille in das lärmige Durcheinander. Das Bedienungspersonal trat sofort in Streik. Eine Stimme rief: «Abhocke!», einige machten: «Pscht!»; der Vorhang öffnete sich ruckweise.
Und nun begann ein Spiel, das meinen Erwartungen ganz und gar nicht entsprach. Es handelte von den Verfolgungen der Wiedertäufer in früheren Zeiten und war weder ein Schwank noch ein Schauerdrama. Es war ein erschütterndes Stück Leben, ein ernstes Spiel, in dem Bauern Bauern darstellten. Man spürte die Hingabe der Laienspieler, die Berufsschauspielern manchmal abgeht, man stieß sich nicht an Unebenheiten, weil sie dem Geist des Stückes nicht schadeten. Und das Publikum auf den Wirtshausstühlen hatte nichts von jener Blasiertheit, der man bei städtischen Premièren nicht selten begegnet. Es lebte mit und war ergriffen.
Auch ich war ergriffen, und als ich auf dem Rückweg in die Stadt meine Erwartungen mit dem Erlebten verglich, kam mir wieder einmal jenes Gotthelfwort in den Sinn, das man fast bei allen Gelegenheiten mit Recht zitieren kann: «So ein Kamel ist der Mensch!»

Hilfe! Ueberfremdung!

Große Gefahr droht unserer Stadt, und diesmal sind es nicht die Deutschen. Suchen Sie nicht zu weit!

Das Kalberhöni

ist ein idyllisches Tälchen, das ebenso zur Gemeinde Saanen gehört wie der weit berühmtere Kurort GSTAAD. Dieser bildet übrigens das Zentrum eines ausgezeichnet markierten Netzes von Wanderwegen. – Auch Sie werden es bei Ihrem nächsten Aufenthalt kennen und schätzen lernen!

Auch die Italiener sind es nicht, die uns zu überfremden drohen; die bleiben ja jetzt wieder mehr als früher auf ihrem Stiefel, wo die Sozialleistungen bekanntlich besser sind. Griechen sieht man ebenfalls noch nicht in erschreckenden Mengen; ein junger Mann, dessen Profil mich kürzlich stark an Poseidon erinnerte, entpuppte sich als gebürtiger Sumiswalder, der einen Motorradunfall hinter sich hatte. Und die Spanier? Deren gibt es bereits einige in unserem Revier; aber wenn einer «Olé!» ausstößt, will das noch nicht viel heißen. Es kann auch ein Berner Korporal sein, der einem Rekruten zurufen will: «O leget doch Eui Mützen echli aschtändiger a!» und nicht mehr weiter weiß.
Nein, liebe Freunde der bernischen Hochkultur, es sind die Franzosen, die uns, wie anno 1798, mit einer Invasion bedrohen. Aber diesmal versuchen sie es nicht mehr mit roher Gewalt, sondern, wie das heute üblich ist, durch Infiltration. Sie wollen uns von innen heraus erobern und haben dazu bereits einflußreiche Komplizen angeheuert. Einige dieser Komplizen müssen sogar in unserer höchsten Stadtbehörde sitzen!

* *

Auch ich war anfänglich blind. Als es ruchbar wurde, daß die neue Straßenbrücke, die jetzt fertig, aber mangels Zufahrtsstraßen noch gänzlich nutzlos ist, nicht Gaswerk-, sondern Monbijoubrücke heißen solle, gab ich sogar Aeußerungen der Zustimmung von mir, weil dieser neue Name viel poesievoller klingt. Jetzt aber, da sich eine bodenständige bernische Gesellschaft in den Zeitungen dagegen erhoben hat und auch Zuschriften wachsamer Nebi-Leser mich darauf aufmerksam gemacht haben, sind mir die Augen endlich aufgegangen: Das ist ja Verrat an unserem Alemannentum, sprachliche Infizierung unserer Halbinsel-Kultur! Wehret den Anfängen! Heute ist es freilich nur eine scheinbar unwichtige Brücke, morgen aber heißt der Bubenbergplatz auf einmal «Place Montgarçon», und übermorgen schon sagen die Märitfrauen auf dem Bundesplatz «Merci bien!» statt «Merci viumau!»

* *

Rückblickend fällt mir jetzt auf, daß schon unsere Altvordern in dieser Hinsicht schwere Fehler begangen haben. Man denke an Hans Franz Nägeli, der 1536 die Waadt zum bernischen Gebiet schlug und damit einen Kulturaustausch einleitete, dessen Folgen auch heute noch nicht ausgemerzt sind. Man erinnere sich der zahllosen Berner, die an französischen Höfen dienten und nicht nur verfeinerte Sitten, sondern auch eine Fremdsprache in unsere Sandsteinhäuser verpflanzten, so daß das Französische sogar zur Umgangssprache der Patrizier wurde. Man vergesse schließlich auch nicht die vielen Verräter, die sich heute noch ihre Gattin im Welschen holen und zuhause bald berndeutsch, bald französisch sprechen.
Wo führt das noch hin?

* *

Neben dieser sorgenvollen Frage verblassen alle andern: Atombewaffnung, Gewässerverschmutzung, Krebsbekämpfung und wie diese Bagatellen (pardon – eh, Entschuldigung: Kleinigkeiten) alle heißen. Es gilt, unseren Stadtplan von französischen Namen zu säubern. Die erwähnte Gesellschaft weist uns durch die zwar ironisch gemeinte, nichtsdestoweniger aber folgerichtige Uebersetzung von ‹Monbijoubrücke› in ‹Mys-Schätzeli-Brücke› den einzigen gangbaren Weg. Laßt uns das Berner Straßenverzeichnis verdeutschen! Die Beaulieustraße heiße Schönortstraße, der Chaletweg Sennhüttenweg, das Morillongut Kleinmorchelgut! Das sind nur drei Beispiele von vielen. Beim Pavillonweg habe ich mich noch nicht entschließen können. Das Wörterbuch bietet vier Möglichkeiten: Flaggen-, Flotten-, Ohrmuschel- oder Einfamilienhausweg. Hier wird die neuzuschaffende Entfrankisierungskommission des Stadtrates in Zusammenarbeit mit dem betreffenden Quartierleist entscheiden müssen. Bei der Dufourstraße ist es einfacher: die wird Backofenstraße heißen.

* *

Da kommt mir noch das Lorraine-Quartier in den Sinn. Der Bus, der über die Lorrainebrücke dort hinaus fährt, wird fürderhin mit ‹Lothringen› angeschrieben sein müssen.
Uebrigens: die Lorraine war einst ein lieblicher Landsitz, der seinen Namen vermutlich von einem aus lothringischen Diensten zurückgekehrten Besitzer hatte und im 19. Jahrhundert zu literarischer Bedeutung kam. Aber davon weiß die Nachwelt ebenso wenig wie von Einsteins sieben Berner Jahren. Hören Sie denn: im Sommer und Herbst 1828 schrieb auf dem Lorrainegut zu Bern der Amerikaner James Fenimore Cooper an seinen Lederstrumpfgeschichten. Man kann sich ihn lebhaft vorstellen, wie er in Gedanken an den letzten Mohikaner durchs Wylerhölzli streifte und in der Aare einen Zufluß des Lake Huron sah, auf dem die Einbäume der Delawaren schwammen wie heute die Mehrbäume des Pontonierfahrvereins. Bern als Wiege nordamerikanischer Indianergeschichten! Fast hätte ich mich jetzt zum Vorschlag hinreißen lassen, in der Lorraine einen Weg Cooperweg zu taufen. Aber das geht nun natürlich nicht, denn wenn wir uns schon dem französischen Einfluß entziehen wollen, wäre es charakterlos, uns kulturell den Angelsachsen auszuliefern. Bliebe noch die deutsche Uebersetzung: Küferweg. Jakob Fenimore Küfer?
Dann schon lieber Hans Franz Nägeli!

Ueli der Schreiber